

Sonntagsruhe

Unterhaltungsbeilage zum Teltower Kreisblatt

Nr. 3

Sonnabend, den 20. Januar

1934

Hallig in Not

Von Heino Rikart

„Und ich will dich doch zur Frau, Helen! Wir sind jung, ja — aber müssen wir deswegen nach dem Willen der Eltern heiraten? — Oder willst du noch wählen zwischen dem reichen Sohn des Lehrers und mir?“

„Was denkst du, Hein“, sagte sie gequält, „du weißt doch genau, daß dies nur meines Vaters Wille ist. Was meinst du, wieviel ich ihn schon gebeten habe, von seinem Verlangen abzusehen. — Du, sei mir nicht böse, — noch wage ich nichts gegen seinen Willen.“

Sie tat ihm leid jetzt, wo sie so verzweifelt war.

„Meinst du denn, ich habe dich nicht lieb? Meinst du, ich laufe dir davon? Früher oder später wird mein Vater sicher seine Einwilligung geben.“

„Und wenn er es nicht tut?“

„Ich bin kein Kind, Hein, das weißt du. Aber du weißt ebenso, daß ich dich liebe. Was da wird, kann man nicht vorher sagen. — Noch ist nicht Not — wir können gut noch ein Jahr warten. Bis dahin wird der Vater anders sein.“

Sie stampften durch den weißen Sand des Strandes. Es roch nach geteerter Leinwand, und der Himmel war gefleckt wie ein Tigerfell.

„Ich muß mich beeilen. Sonst kommt die Flut und überrascht mich. Aber du bleibst mir treu, Mädel?!“

Er küßte ihr hartes, aber reines Gesicht. Der weiße Rock flatterte von kräftigem Winde. Er spürte ihre elastischen Glieder unter dem groben Tuch.

Nun lief er zu der kleinen Hallig. Wenn Ebbe war, konnte er das ohne Gefahr tun, dann hing, für kurze Zeit, die Hallig mit dem Lande zusammen. — Vom Strande wehte ein Tüchelchen und rief ihm Glück zu.

Das Wasser war heute nicht so weit zurückgegangen wie sonst, der Wind kam vom Meer. Hein mußte über kleine Kanäle springen, die sich in dem weichen Boden gebildet hatten. Er lief so schnell er konnte — die Sturmzeichen mehrten sich erschreckend schnell. Es würde eine böse Nacht geben.

Purpurübergossen, trübig und fest stand das einzelne Fachwerkhäuschen auf der Hallig, die der Jüngling endlich erreichte. Mit leuchtender Glut tauchte die Sonne in das aufbegehrende Meer.

Und dann kam der Sturm . . .

Er heulte um das Haus. Raute und wirbelte. Klapperte mit losen Dachsparren und pfiß durch die Spalten der Tür.

Eine niedrige Petroleumlampe. Eine Bibel mit großen, unförmigen Lettern und einem blaßgoldenen Kreuz auf schwarzem Deckel. Zwei Menschen, die auf das immer höher werdende Pfeifen des Windes hörten.

Dann bricht sich die monotone Stimme des Alten in den rauchgeschwärzten Wänden: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

Der Sturm singt seine Melodie höher, greller und pfeifender von Minute zu Minute. Gierig springt das Meer Meter um Meter vor über die kleine Hallig. Rückt näher und näher an das Haus . . .

Am Strande eilen die Menschen mit tropfenden Besen. Das Rothorn ruft! „Sturm! Sturm!“ Ein Holzstoß wird mit Mühe entzündet und seine vom Sturm gepfeiften Flammen werfen ein geisterhaftes, grelles, zuckendes Licht.

Ein Sturm ist das, wie man ihn noch nie erlebte. Rot leuchtend steigt eine Rakete von daher, wo die Hallig sein mußte. „Helft! Rettet!“ schreit das Licht. Es erhellt für Sekunden einen Platz schlimmster Not.

Durch das Glas erkennt man deutlich die beiden Bewohner der Hallig, den Alten und den Jungen, die das Dach ersteigen haben. Nun versuchen sie, sich an den Dachbalken festzuklammern. Wütend rüttelt der Sturm an dem Haus, reißt und zerrt. Die Pfosten wanken unter dem Ansturm der Wassermassen, die wütend gegen die Mauern poltern.

Da ist auch Helen zwischen den ernstesten Fischern. Sturm reißt an ihren Kleidern. Sie starrt in die undurchdringliche Nacht und wartet auf das in regelmäßigen Abständen aufglühende Raketenzeichen. Bangt und zittert. Fürchtet, daß plötzlich die Lichtzeichen aufhören würden. — Das hieß, daß dann niemand mehr da war, der sie geben konnte.

Die Fischer sprechen nicht viel, aber sie versuchen immer und immer wieder, auf irgendeine Art Hilfe zu bringen. . . . bis dann auch die letzten die Zwecklosigkeit einsehen.

Helen ist auf eine der hohen Dünen gesunken. Ihre Hände sind verkrampft, ihr Gesicht steinern. Die Kleidung trieft vor Nässe und klebt am Körper. Ebenso das wirre, strähnige Haar. Wie feine Nadeln bringt der sprühende Regen auf ihre Haut.

Der Vater will sie nach Hause bringen. Da aber folgt sie zum ersten Male in ihrem Leben nicht. Wehrt sich mit einer blinden, wütenden Verzweiflung. Bis er sie läßt.

Jammern — halbhoch geht drüber die letzte Rakete und verfliehet vor der Zeit . . .

*

Ein wenig Land hat das Meer schon wieder freigegeben. Ein wenig rund um das zerstörte Haus. Furchtbares hat der Sturm geleistet.

Hein kniet und betet am Grabe seines Großvaters, dem weiten Meere, über dem sich des Himmels gewaltige Ruppel wölbt. Wie durch ein Wunder hat ihn das tobende Element verschont. Hatte der Balken, an den er sich geklammert, dem Sturm Widerstand geleistet.

Vom Lande klingen jaghafte Kirchenglocken.

Ernst betreten die Fischer das Land und ziehen die Mützen von den Köpfen.

Hein schweigt und schaut mit hartem, schmerzlichem Blick in die Ferne. Das Wasser rauscht und schäumt. Anrarend und ätzend hebt und senkt sich das Boot, in dem die Helfer gekommen sind.

„Kopf hoch“, sagt einer von ihnen, „es war Gottes unerforschlicher Wille. Das Junge wächst, das Alte muß weichen. — Ein unerbittliches Naturgesetz.“

Der Jüngling nickt, aber er schweigt noch immer.

Herzlich und ungelent reicht ihm ein anderer die Hand hin: „Komm' mit zu mir. Wohn' bei mir. Hier kannst du allein nicht bleiben.“

Der Ungesprochene wendet den Kopf. Wirr flattert sein Blondhaar im Wind. Trübig und blau leuchten die Augen in die Ferne. Der Kopf ist hart und kantig. Und der Wille so zäh, wie der seiner Väter. Er ist, wie sie alle, die Halligbewohner, verwachsen mit seiner Scholle, mit seinem Land. Trotz allem, was war — und trotz allem, was noch kommen konnte.